

Lydia Gebel

Mademoiselle Manie

Kapitel 1	3
Kapitel 2	63
Kapitel 3	128
Kapitel 4	158
Kapitel 5	184
Kapitel 6	202
Kapitel 7	225
Kapitel 8	258
Kapitel 9	292
Kapitel 10	326

Lydia Gebel

Mademoiselle Manie

Kapitel 1

„Caspar.“, meine Handfläche warf sich dumpf klatschend gegen die Scheibe. Fingerkuppen fielen aus ihr heraus und pressten sich gegen die Innenseiten des Fensterglases. Meine Nägel – ich hatte aufgehört sie zu schneiden – glitten am Glas herunter und kratzten diese widerlich hohen Töne in die Luft. Ich kreischte Deinen Namen, als sie mich wegführten.

Hörtest du mich?

Ich war dir egal. Nicht wahr?

Egal.

Nicht wahr.

Hilf mir, Caspar!, sagte ich mit allem. Dem Kopf, dem Denken, meiner empfundenen Telepathie.

Wir fahren schneller. Du kamst nicht nach. Wir rasten durch die Stadt. Eine Hetzjagd, alle uns umgebenden Autos allein dazu da, uns zu folgen, zu eskortieren. Eine Kolonne von

Fahrzeugen, ganz zu meinem Schutz. Ich war zum Mittelpunkt der Welt geworden.

„Beschleunigung.“, brüllte ich und schloss die Augen, verspannte jeden Muskel, stemmte die Handgelenke nach unten, in diese Sitze, kräftiger. Bohrte Fäuste dort hinein. Ich spürte die Geschwindigkeit, wirbelte den Oberkörper aufsässig hin und her, schloss die Augen. Eine lange Kurve. Fliehkräfte. Dann waren wir auf der Autobahn.

Nummernschilder flüsterten ihre kalte Poesie. Die Sitzbank hier hinten im Auto verströmte diesen mir wohl bekannten Geruch, den Geruch meiner Eltern. Ihre kalten harten Worte, hatten sich nur wenige Momente zuvor, in meiner Wohnung, in meinen Ohren zu Stein verfestigt. Ihr schrilles Hoch:

„Du kommst jetzt mit!“, das blieb mir im Kopf. War nah, wie das Ziehen an meinem Haar und meinen Kleidern. Dagegen war mein schwacher Körper gefallen, war müde in ihre Arme gesunken. Meine Fäuste hatten knochig versucht um sich zu schlagen. Es dabei nur geschafft, leise, sanft tätschelnd auf ihnen, meinen Eltern herum zu trommeln.

Einer umfasste meine Arme und ich wehrte mich nicht. Eine Ohrfeige traf mich ins Gesicht. Dieser eine hilflose Schlag hatte gesessen. Wer es war? Das scheint egal. Ich hatte mich nur müde gewehrt. Eine federleichte Überwältigung. Mein hervorstehendes Schlüsselbein hatte sich spitz spießend in

der Fülle ihrer Körper ergeben. Müde und halbherzig zappelnd war ich von meinen Eltern hochgehoben und weggetragen worden. Sie schleppten mich durch das Treppenhaus drei Etagen herunter und so aus meinem Leben heraus.

Meine Beine rannten sinnlos in der Luft, während sie mich in ihren grünen Kleinwagen verfrachteten. So verschwand für mich das Mietshaus, in dem ich damals wohnte. So verschwand für mich mein erstes eigenes Leben. So begann es. „Helfen Sie mir!“, hatte ich während des Wegtragens von jedem gefordert, der uns vor meiner Haustür begegnete. Vergebens.

Ich vergesse den Moment nicht, indem ich feststellte, dass diese Tür nicht mehr zu öffnen war. Der stille, die Zeit zum Stehen bringende Moment, der klarstellte, dass man die Autotür verschlossen haben musste, absichtlich verschlossen hatte. Kein Reißen, kein noch so kräftiges Ziehen, Trommeln, Treten jetzt noch nutzen würde.

Die KINDERSICHERUNG. Ich kletterte und drehte mich herum, ich sah durch die Heckscheibe, sah Dresden, der großen Stadt dabei zu, wie sie im Tal zu Spielzeug zusammenschmolz. Ich war wieder das wilde Kind. Da waren wir schon auf der Autobahn, wie schnell hatten wir die erreicht? Dresden, die Häuser und die Plätze der Stadt, die ich so geliebt hatte,

all das verschwand in meinem Rausch. Mein Zustand, der war, wie, wenn man getrunken oder seit Tagen nicht geschlafen hat. Der fühlte sich so an, wie all die anderen Wahrheiten zuvor auch. Sinneseindruck der Selbstverständlichkeit. Ich spürte noch im Auto, die Augen stolz geschlossen, die Einfahrt zum Haus meiner Eltern. Den kurzen Feldweg. Erkannte den holprigen Pfad nach oben, die Einfahrt zum Hof, blind. Verschloss die Augen lange. Ich krallte mich an die Sitze, den Gurt, hielt die Tür jetzt zu.

„Wie ich euch verabscheue!“, schrie ich im Haus, im Garten. Meine Mutter, mir mit wehenden Armen nachjagend, versuchte mich still zu bekommen. Redete mit sanfter Zunge, ihrem leisen unangenehmen Flüstern.

„Die Nachbarn, Hannah! Sie werden sich beschweren.“

Ich tobte weiter, ungehalten. Mein Zustand war fortgeschritten, auf einem Höhepunkt. Meine Stimme hatte sich verfremdet, die Wahl meiner Worte wurde sinnentleerter. Ich war in Dauerbewegung. Tauchte ein und ging unter in den verschrobene Konstrukten meiner Gedanken.

Alles unterstand einer höheren Mathematik. Ich fühlte mich dirigiert. Forschte, wo das her kam. Fiel auf die Knie, schabte mit den Fingern in staubigen Ecken. Gleich wüsste

ich mehr. Ich hob den Zeigefinger, zeigte den Staub darauf. Seht her! – Habt ihr je etwas derart Tiefsinniges gesehen? Ich hielt ja diesen Sinn, nach dem wir suchen, in der meiner Hand, zwischen zwei Fingern. Er war kaum größer als ein Staubkorn. Seht her! Seht ihn euch alle an! – Diese Eltern hatten sich doch verschätzt mit ihrer Überwältigung, sie waren mir nicht mehr gewachsen. Am wenigsten seelisch. So packten sie mich bald erneut in ihr Auto, schnallten mich an und fuhren mich, die Schreiende, die Zappelnde, die Tochter, das unartige Kind, Hannah zum Arzt.

Hochsommer im Frühsommer. Wir besuchten Dr. Müller, unseren langjährigen Hausarzt, in seinem Privathaus. Der kannte mich seit ich ein Kind war. Er suchte verzweifelt nach Alternativen. Schrieb Telefonnummern auf und arbeitete zwei Hände unentwegt. Ich sah hin und her, zwischen ihm und seinen bellenden Hunden, die ich durch eine offen stehende Tür im Hof beobachtete. Zwei beständig kläffende Kreaturen waren das. Kampfeslustige Bestien mit riesigen Mäulern und spitzen Zähnen. Ich sah ihnen in die Augen, ließ mich von ihrem angestrenkten Gebell nicht abschrecken. Wenn mir nur

nicht so kalt gewesen wäre. Ihr lärmendes Gebell aber störte mich zunehmend. Ich würde zu ihnen gehen müssen. Ich, die Erleuchtete hatte früher sicher Angst vor Hunden gehabt, aber das war jetzt vorbei. Wenn meine heilende Hände erst einmal über ihre erregten Körper geglitten wären, würden sie sich beruhigen. Da war ich sicher. So ging ich nah an diese beiden Hunde heran, als wir gerade gehen wollten. Ich säuselte ihnen liebevolle Worte der Beruhigung zu. Einer der Hunde verlor die Nerven. Er sprang mich an und biss mir fest in den Oberschenkel, das verlängerte unseren Besuch. Mein Arzt musste mir die Wunde desinfizieren, erst dann konnten wir fahren.

Als ich die Augen wieder aufschlug, lag ich in der Badewanne meiner Schwester. Ich hatte einen nassen Waschlappen auf den Augen, ihr altes CD-Radio säuselte meditative Stimmungsmusik. Die sanften Klänge eines Pianos, die sich zärtlich in den Raum tapsten. Die Schwester und ihre Versuche diesen seltsamen Rausch in meinem Kopf zu schmälern. Der warme duftende Dampf des Badewassers. Die Schwester am Badewannenrand hockend und mit süßlicher

Stimme.

„Ein bisschen Wein? Kräutertee? – Trink das!“, sagte die Schwester und ich bat sie das Radio anzumachen, da ich über dieses Medium gewisse Botschaften zu empfangen meinte. Und so lauschte ich und verfiel den Stimmen der Radiomoderatoren. Das Radio, dies scheppernde Ding, das zu mir sprach. Zu mir allein. Welch ein Wunder, welches da wirkte!

Ein Medium, das mich mit Dresden, meinem alten Leben verband. Und dabei so viel subtiler und geheimnisvoller war, als es ein gewöhnliches Handy hätte sein können. Das Radio, ja darüber hielt ich Kontakt mit den Freunden, den wenigen, die so waren wie ich. Die jene seltsame Art zu Reden beherrschten. Ich quoll ja gleich über vor lauter Sinnlichkeit. Nur wenige Menschen wären wie ich in der Lage, in diesen Zeichen zu lesen.

Sie, die Freunde, die zurückgeblieben waren, waren sauer, dass man mich ihnen entführt hatte. Sie suchten nach mir, sie teilten mir über ihre Gedanken mit, dass sie mich finden würden. Gleich wären sie da. Sie waren die Moderatoren im Radio. Ihr Reden zielte darauf, mich zu finden.

Wo bist du, Hannah? Genauer, Hannah! Wir haben dich gleich, Kind der Sonne, du musst dich konzentrieren!

Der Wetterbericht meldete ein Sommerunwetter. Ich musste

meine Gedanken jetzt zum Schreien bringen. Telepathieren wie nie. Gleich. Würden mich mit sich nehmen. Nur Geduld, Hannah.

Es geht vorbei, Hannah. Dieses Familiendrama findet sein Ende, Hannah. Nur ruhig, nur leise. Musik jetzt. Leise dahin plätschernde Musik, eine Wohltat, welch eine Wohltat.

Da stellte die Schwester das Radio ab, vielleicht sei Ruhe besser, meinte sie und das kleine Klacken, welches das Kofferradio von sich gab, als meine Schwester daran herumspielte, wurde in meinen Ohren zu einer heillosen Monstrosität. Ich hechtete ihr aus der Badewanne entgegen, um sie mit ihrem eigenen Haarshampoo für diese Farce zu bedrohen.

„Das Radio darf niemals einfach abgeschaltet werden!“, kreischte ich.

„Es ist die Verbindung zur Außenwelt.“

Nachts schlief ich nicht, ich schlich ins Badezimmer. Dort stand es ja noch, dieses Radio. Ich strich zart darüber, schaltete es – dieses kleine Klacken dabei genießend – leise an. Ich setzte mich auf den Badezimmerteppich und legte ein halbes Ohr auf die Fliesen. Durch meine halb geöffneten Augen begannen all die Werbeslogans der Flaschen und Dosen im Badezimmer ihren Dialog mit mir. Belanglose Aufdrucke

wurden zu Inschriften. Nur für mich personalisiert. Voller Empfindsamkeit strich ich über die Buchstaben, die teilweise Gravuren waren. Meine abstruse kleine Lyrik. Diese mir gewidmeten Gedichte. Ich begann mit den Shampooflaschen zu tanzen und zu jonglieren. Warf sie um mich, bis ich ans Fenster springen musste, weil etwas mich gerufen hatte. „Komm!“, seine Stimme war unverkennbar. Es war die Stimme von Caspar. Ich riss das Fenster auf im Bad. Schrie und kreischte hinaus. Zerstörte und zerriss so diese zärtliche ländliche Stille, die sich vor dem Fenster dieser klaren Sommernacht ergoss. So unscheinbar ergoss.

Ich sprach zu Niemanden:

„Caspar, Ich bin gleich da, Caspar! Nur kurz noch.“, meine Stimme hastete.

„Perfekt.“, sagte Caspar.

„Perfekt!“, sagte auch ich und mein Atem stockte.

Ich schaute aus dem Fenster über das Dach der Garage.

Verlangsamte mich. Rastete. Stützte die Ellenbogen auf das Fenstersims, legte meinen Kopf liebevoll auf den Handflächen ab. Meine Augen suchten in jener blauen Nacht nach Caspar und verloren sich dabei. Nur das Züngeln seiner Stimme in seinen Ohren.

„Komm endlich! Komm schon, die Zeit ist kurz.“

Caspar war ungeduldig wie immer.

„Ich brauche Zeit!“ sagte ich und breitete die Arme aus und sprach heftiger zu diesem Nichts:

„So viel Zeit!“

Das Bad wurde zu meinem Nachtlager. Ich legte die Fliesen mit Handtüchern aus und versenkte meinen nackten Körper in der leeren Wanne. Schloss die Augen, sang diese Dinge:

„Der frühe Vogel lehrt den Wurm, das Flüchten, die Freiheit. Ich fordere mehr Freizeit! ... “

Nichts brachte mich dazu zu Schlafen. Die Wanne, ein kalter finsterer Ort. Ich stieg aus ihr heraus, um mich vorm Spiegel zu platzieren. Jene Augen, aus dem Spiegel heraus, sprachen eine schwere Sprache. Ich griff nach ihnen, diesen Augen und ihrer Sprache. Das war vergebens. Sie ließen sich nicht aus diesem Spiegel heraus trennen.

Enttäuscht entschied ich wieder zu Duschen, rieb mich – tanzend jetzt – mit allem ein, das ich fand. Scheuerte mir in exzessiv kreisenden Bewegungen die Haut wund. Befahl dem nassen Haar jetzt lockig zu werden. Ich riss und zog dafür an diesem Haar, welches mir nicht gefiel. Monatelang hatte ich versucht es zu glätten, jetzt sollte es gefälligst lockig werden.

„So, wie ich bin, kann man mich nicht mögen.“

Mir war, als würde ich gleich im Wasserdampf zerfallen.

Sprang wieder aus der Dusche.

„Perfekt. – Ich werde perfekt sein!“, zischte ich und dabei feilte, rieb und schrubbte ich mir die Nägel beinahe bis zum Knochen. Bis diese Nägel zu bluten begannen, ich sie nicht mehr zu lackieren brauchte. Mit den blutig gewordenen Händen griff ich mir ins Haar, welches sich gefälligst locken sollte. Ich griff und riss und griff und riss.

Dann sah ich mir wieder in die Augen, sah meine Augen diese Sprache sprechen. Da konnte ich mich dem Drang, die Türen vom Schrank unter dem Waschbecken aufzureißen, nicht widersetzen. Ich kramte den Schminkkoffer meiner Schwester heraus, schmiss den gesamten Inhalt ins Waschbecken und griff blindlings nach Stiften und Farben. Ich begann mir ein anderes Gesicht zu malen. Die Konturen verschwammen, ließen mein Gesicht verschwinden. Es wurde zu einer massiven Farbfläche, ein schlecht miteinander kombiniertes Bunt. Wenig später fand ich mich rauchend auf dem Dachboden wieder.

Als ich das Fenster öffnen wollte, war mir, als sei ich fotografiert worden. Ich erschrak vor einem taghellen Blitz. Wo kam der her? Ich wirbelte den Kopf herum, aus dem Fenster, hörte ein Auto Gas geben. Reifen quietschten. Vermutete, nein war mir sicher, es waren die Kollegen aus

Dresden. Gleich wäre das hier vorbei, diese Familiendrama. Zu Viert standen sie vor den Toren des Hauses meiner Schwester, beratschlagten sich. Wohltuend vernahmen meine Ohren ihr liebliches Gemurmel, so dass ich genüsslich den Kopf hin und her wiegen konnte.

„Gleich!“ rief ich ihnen zu, winkte heftig.

Und weiter:

„Gleich bin ich da. Hier oben, hier drüben.“

Lachend jetzt:

„Ich muss noch etwas erledigen! Geht so schnell.“

Caspar! Er musste mit, würde hier nicht bleiben können. Hier wäre es nicht auszuhalten. Für niemanden. Ich werde dich nicht in diesem Grauen zurücklassen. Ich rannte in den Keller, fand dort kein Licht. Tastete mich also durch das Dunkel. Erfühlte, was ich vom Sehen her glaubte zu kennen. Zappenduster. Keine Schattengebilde oder Umrisse, die mir hätten helfen können, mich dort unten in diesem Keller zurecht zu finden. Vollkommene Dunkelheit. Ich würde euch überlisten, dich Schwester, dich erst, Schwager. Ihr werdet hier niemanden wegsperren. Ich kenne all eure dunklen Gänge, die seltsamsten eurer Winkel. Ich weiß, wo ihr die Rasenmäher und die Kettensägen versteckt. Wusste auch, wie all diese Dinge funktionierten, wie man sie im Ernstfall gut

gebrauchen konnte. Ich studierte ja Maschinenbau. Glaubt ihr, ich hätte nicht im Kopf, wie euer Ersatzteillager von innen aussieht? Ich werde mir nehmen, was ich brauche, mich damit befreien.

„Caspar, wo bist du? Caspar? – Hör auf mit diesem Versteckspiel!“

Meine Schritte nach vorn wurden von einem Gatter gestoppt. Nur meine Finger konnten jetzt noch vorwärts gleiten, sich durch die Lücken im Gitter bewegen. Mein Arm glitt ihnen einige Zentimeter hinterher. Ich war todbringend.

„Caspar, hör auf dieses Verstecken mit mir zu spielen!“ Du miese kleine Dunkelheit, erhelle dich gefälligst.

Das Gitter trennte unsere Körper, nicht aber unsere Stimmen, den Geruch, einen verdunkelten Blick. Er rauchte. Ich tat es ihm gleich. Steckte mir diese eine Zigarette an, die ich in meiner Hosentasche fand.

„Caspar, was glaubst du wer du bist? Wer ich bin? Was tun wir hier bloß?“

Caspar begann sich zu schämen. Es täte ihm leid, alles täte ihm leid, die letzten Wochen.

Das Geräusch seines Feuerzeuges. Der kurz aufflackernde

Lichtschein. Der Geruch unserer beider Zigaretten, sich vermischend. Die Luft begann nach Aussichtslosigkeit zu riechen.

„Seit wann rauchst du, Caspar?“

„Seit du mich verzweifeln lässt, Hannah!“

Eine Verzweiflung, die hier geräuschvoll geworden war.

Ein schwächliches Gejaule, das lausige Heulen eines Mannes zu werden. Das Gitter, welches uns trennte, ließ sich für mich nicht zerstören. Meine Hände konnten Caspar nicht ertasten. Er war nicht da. Hannah, nichts ist da. Ich kam nirgendwo nach draußen. Fand den Ausgang aus den Katakomben des Hauses nicht. Mein Schwager hatte die Türen verschlossen, die Fenster verrammelt, die Schlüssel verlegt.

„Wer ist außer uns noch da?“, die Schwester sprach mit monströsen blutigen Augen.

Wir saßen in der Küche, die Schwester, der Schwager, die üblichen Utensilien eines Frühstücks. Die Situation glich einem Verhör. Sie stellten die gleichen Fragen, mehrfach. Meine Fantasie antwortete in abstrusen Konstruktionen. Überall in der Wohnung meiner Schwester hatte ich kleine gelbe Zettel aufgeklebt, die kleine seltsame Dinge

erzählten:

„Ich bin SIE!“

„Der Verhütungscomputer erwartet eine Antwort von mir.“ –

„Das Radio liefert alle halbe Stunde eine Meldung, wie weit der Geheimdienst noch entfernt ist!“ – „Caspar hat über den Verhütungscomputer Kontakt zu mir aufgenommen!“

Die Schwester, die sich meinen verzettelten Botschaften an keinem Ort ihrer Wohnung mehr entziehen konnte, verzweifelte.

„Dein Verhütungscomputer hat einen interessanten Charakter, seinetwegen musst du nicht anfangen heulen.“

Caspar war mein Begleiter. Ihm ging es genauso. Wir sprachen beide diese Sprache. Ich würde seinen Befehlen folgen. Ein falscher Hochsommer hatte seit Tagen eine drückende Hitze über das Land gelegt, diese entlud sich jetzt. War zu einem heftigen Gewitter geworden. Schlagartig peitschender Regen, eine Sintflut auf den Straßen. Ich saß im Badezimmer und schaute dem Regen zu. Genoss sein Rauschen, lauschte diesem klangvollen Reißen, welches er in meinen Ohren verursachte. „Meine hochbegabten Freunde machen diesen Regen für mich.“, hörte man mich trügerisch lachend aus dem Bad rufen. „Dieser Regen ist allein für mich.“

Der Regen war mein Geheul. Ich besaß die Macht diesen Strom zu verstärken. Nur ich. Eingeschlossen im Bad, hatte ich mich verbarrikadiert. Ich saß auf dem Klodeckel und brabbelte und predigte vor mich hin. Gleich würde ich im Regen nach Dresden laufen, zusammen mit Caspar. Er sei letzte Nacht bei mir gewesen und habe mit mir geredet, hier im Bad hätte er begonnen zu mir zu sprechen. Er säße jetzt auf dem Garagendach, gab ich laut zu verstehen und lachte widerlich. Ich war gerade dabei mich gefährlich weit aus dem Fenster zu lehnen, als mein Schwager (endlich) die Tür zum Bad aufgebrochen hatte.

Wenig später saß ich freiwillig in seinem Auto, hatte nichts dabei, keine Handtasche, kein Portemonnaie, schon gar kein Handy. Wo hatte ich nur all diese Dinge verloren, die so selbstverständlich zu uns gehören. Ich hielt allein ein halb volles Päckchen Lucky Strike in der Hand, welches mir die Schwester noch unbeholfen in die Hand gedrückt hatte. Ich hatte nicht den Hauch einer Ahnung, wohin wir fahren. Ich glaubte, der Schwager würde mich nach Dresden fahren, zurück in mein eigenes kleines Leben, nach Hause, zu Caspar. Der Regen verstärkte sich. Ich genoss dieses Szenario da draußen vor den Fenstern. In meiner Wahrnehmung sich aufblähend zu nichts als einem Katastrophenszenario.

Ausnahmezustände hatte ich doch schon immer geliebt. Jetzt käme etwas vollkommen Anderes, etwas Neues. Alles würde sich verändern. Ich genoss also diese Landschaft, jede dieser Kurven, die mir bereits seit frühesten Kindheit bekannt war. Ließ mich in den Beifahrersitz hinein pressen. Land unter. Wir tauchten im Schwager-U-Boot durch ein Unterwasser. Führen durch das Dorf, indem ich aufgewachsen war.

„So schlimm?“, fragte der Schwager.

„So schlimm.“

Zwei letzte trockene Worte, wie Schlücke aus einem Glas, dessen Inhalt sich dem Ende nähert und wir verfielen in diese Schweigstarre. Allein der Gesang aus dem Radio rettete die Situation.

There's a place where lovers go // To cry their troubles away...

Motorengeräusche verstummten in Z. Aber das Radio dudelte noch:

And they call it 'Lonesome Town'

Mein Schwager seufzte tief. Ich fühlte, wie der Ausdruck meiner Augen sich spürbar vergrößerte. Was Z. war, das wusste ich. Das wusste hier jedes Kind. Es gab bei uns in der Gegend gar nicht Möglichkeit, es nicht zu wissen. Viel zu oft wurde getratscht. Ich weigerte mich das Auto zu verlassen. Das Radio plätscherte elegant:

You can buy a dream or two

To last you all through the years

Der Schwager aber stieg aus. Er ging in entschlossenen Schritten um das Auto. Riss die Beifahrertür auf und sagte es ruhig:

„Endstation!“

Ich weigerte mich zunächst auszusteigen. Da verlieh der Schwager seiner Stimme Nachdruck.

„Fräulein, ich muss doch sehr bitten.“

Und da die Wut, oder war es Angst, in seinen Augen bedrohliche Züge angenommen hatte, ergab ich mich und verfiel lieber meiner Fantasie, in welcher der Schwager ja nur ein Chauffeur war, der mich gerade zu meinem großen Auftritt brachte.

And the only price you pay

Is a heart full of tears

Ich war gleich der vollen Überzeugung, die Ärzte in Z. hatten viel Geld bezahlt, um mich zu sehen. Ich war hochbegabt und ein extrem seltenes Exemplar Mensch, so meine Überzeugung. Sicher ging das gerade durch die Presse, nun würden Forscher aller Nationen mich sehen wollen. Aber die heimatlichen Wissenschaftler waren die ersten, die den Braten gerochen hatten. So schritt ich einigermaßen willig neben dem Schwager her, der mich nur milde am Ärmel zupfen

musste, damit ich ihm folgte.

Die Psychiatrie befand sich in einem alten Gebäude. Sie hatte Tradition in Z., einem Dorf das übersät war mit Backsteingebäuden. Bauten, zu monströs für ein Dorf. Umgeben von dunklem Grün. Kiefern, Fichten. Ein schweres Grün, das traurig winkte. Grazil zur Melodie des regenschweren Sommerwetters tanzte. Unaufhaltsam blies das Wetter seine gewaltige Melodie. Es tobte, so wie ich vor nur wenigen Tagen auf den Tanzflächen zwischen den Bassboxen um Caspar getobt hatte.

Der Schwager öffnete eine Eichenholztür, die sich schwerfällig zu geben schien. Ich, das Frollein hatte ihm gefälligst zu folgen. Oder schob er mich vor sich her? Im Treppenhaus hallte der Donner. Ein düsteres Treppenhaus, nur die kurz aufleuchtenden Blitze erhellten es für Sekunden. Als wir in der zweiten Etage ankamen, musste der Schwager klingeln. Es dauerte, bis man uns öffnete. Eine ewig lange Weile. Irgendwann kam ein Pfleger heran geeilt, ich hörte zuerst seine Schritte, vernahm den Rhythmus hinter der Tür. Sah bald dieses gestresst aussehende Gesicht in einem

Fenster in der Tür erscheinen. Der Klang seines Schlüsselbundes verbleibt als schwere Erinnerung in meinem Ohr. Er winkte uns herein. Ich begutachtete die dargebotenen Räumlichkeiten mit einem erhabenen Blick. Er verwies uns auf Plätze gegenüber jener Tür. Jetzt hatten wir von drinnen nach draußen zu sehen. Wie klein und verstellt war hier der Blick nach draußen.

Wir setzten uns in Kunstledersessel, die in einem hellen Braun gehalten waren. Sitzend wurden wir belästigt, von mir lästig erscheinenden Patienten. Sie kamen uns gefährlich nahe, musterten und beäugten uns auf eine mir unangenehme Weise. Wer waren diese Menschen? Was hatte sie nur von ihrer grausigen Art uns anzuschauen.

Ich würde hier nicht bleiben! Unter Zwang nicht eine Sekunde. Ich war übervoll vor Glück, nicht eine von ihnen sein zu müssen. Nicht eine solche Bestie. Die Zeit hielt inne, während wir auf einen Arzt warteten. Ich spürte die Ungeduld in mir aufsteigen, las stoisch die Zeichen, die diese Umgebung aussendete. Dachte über die Bewegungen der Mathematik nach. Sah ihr dabei zu, wie sie sich leise durch diese Zustände strich. Schwebend erschien bald ein Mann in Weiß, der sich uns als Arzt vorstellte. Ich glaubte die Welt